Blätter für Scherz und Ernst.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

№ 98. Mittwoch den 8. Dezember. 1841.

Die große Dame.

Es lebte vor noch nicht langer Zeit in den elegantesten Kreisen der französischen Hauptstadt ein Weib, das sich mehr zu Schulden kommen ließ, als selbst die berüchtigte Marquise von Brinvilliers, die doch Vater, Brüder und eins ihrer Kinder vergiftet hatte. Zwar schrieb sie weder ein Bekenntniß, noch Memoiren; aber von glaubwürdigen Personen wird die Geschichte dieses Weibes erzählt, eine Geschichte, die gleich entsetzlich durch die einzelnen Verbrechen, wie merkwürdig durch die Art ist, wie dieselben an den Tag kamen. Im Courrier français wird dieses Schaudergewebe unmenschlicher Verruchtheit von Ed. M. erzählt und die Redaktion bemerkt dazu ausdrücklich: „Wir verbürgen die Wahrheit dieser Erzählung, welche nicht mit manchen nur zur Spannung der Leser erfundenen Mißgeburten krankhafter Phantasie verwechselt werden darf.“ — —

Madame T** war eigentlich weder schön, noch liebenswürdig, aber sie war pikant. Sie hatte blaue Augen, schwarzes Haar, blassen Teint und im Mienenspiel, Gang, Haltung und Bewegung jenes Etwas, welches an Frauen interessant genannt zu werden pflegt. Ihr Anzug war sehr gewählt und äußerst geschmackvoll. Obgleich sie dem Herkommen nach den untern Ständen angehörte und Tochter eines Kammerdieners bei einem Unterpräfekt war, der sich später zur Würde eines Portiers der Unterpräfektur aufschwang, so lag doch in ihren Manieren, wie in ihrem ganzen Auftreten und Benehmen etwas Vornehmes. In Gesellschaften wie in näherem Umgange redete sie wenig und langsam; im Ton ihrer Worte lag etwas Trübes und fast Melancholisches, und sprach sie auch ein Wenig durch die Nase, so hatte ihr Ausdruck doch jenen Zauber, der sich mehr fühlen als beschreiben läßt. In den von langen Wimpern beschatteten Augen, die sie selten aufschlug, lag jener unwiderstehliche dämonische Zauber, der sicherer als alle Künste der Koketterie wirkt. Wer einmal in die Netze dieser Circe gerieth, der war wie besessen, obschon sie nie fesseln zu wollen schien; sie erregte der Liebe Lust und Leid, und that doch stets, als mache sie ihre Eroberungen wider Wissen und Willen. Als Gattin eines Advokaten, der noch dazu einen höchst lächerlichen Namen hatte, und als Mutter zweier Söhne verließ sie im Jahre 1832 die kleine Provinzialstadt, in der sie sich bis dahin aufhielt, und kam nach Paris, um sich wegen eines ihrer Kinder ärztlichen Rath zu holen. In einer Heilanstalt auf dem Boulevard Mont-Parnasse ließ sie sich wohnlich nieder, lernte hier einen Fremden, einen kleinen, schwärzlichen Brasilianer mit einer Mephistopheles-Physiognomie kennen und war auf der Stelle sterblich in ihn verliebt. Der Brasilianer machte eine Geschäftsreise nach Italien, und Mad. T** kehrte während der Zeit zu ihrem Gatten zurück. Aber einige Wochen darauf segnete ihr Gatte das Zeitliche; in kurzer Zeit starben bald nach einander auch ihre Eltern beide, und schon damals verbreiteten sich über die junge Wittwe Gerüchte, welche sich später durch einen Trauerfall nach dem andern vermehrten und verstärkten. Aber dumpfe Gerüchte bleiben Gerüchte und wo kein Kläger, da ist auch kein Richter.

Als Mad. T** mit dem Brasilianer wieder in Paris zusammentraf und das Wort „Heirath“ ausgesprochen wurde, erklärte der Brasilianer rund heraus, er werde nie eine Wittwe mit Kindern zur Frau nehmen — ein Frevelwort, das leider nur zu gut verstanden wurde! Mad. T** nahm eine andere Wohnung und zog vom Boulevard Mont-Parnasse auf den der Capuciner: hier bezog sie im Eckhause der Straße Louis-le-Grand ein Logis und gab ihre Kinder in der nämlichen Straße in Pension. Kurz vor der Preisvertheilung nahm die Mutter den ältesten Sohn eines Unwohlseyns wegen, um ihn selbst zu pflegen, aus der Anstalt; ihm wurden einige Blutigel hinter die Ohren gesetzt, und er starb plötzlich mit den Symptomen einer Gehirnentzündung. Bei dem zweiten dasselbe Unwohlseyn, dieselbe Krankheit, derselbe rasche Tod. Die Leidenschaft eines solchen Weibes kennt nicht Ruhe noch Rast: beide Kinder starben so langsam, oder richtiger so schnell hintereinander, wie es die Bewahrung des Scheins irgend zuließ. Und jedesmal drang die Mutter auf Oeffnung der Kinder, um sich zu überzeugen, was ihnen gefehlt habe! Und jedesmal war sie außer sich; und jedesmal schmückte sie das Grabmal des Kindes mit rührender Mutterliebe; und jedesmal hing sie des kleinen Engels Porträt über ihrem Bette auf. „Großer Gott,“ hieß es dann, „welch ein Unglücksstern verfolgt die arme Frau! Ihre ganze Familie, Eltern, Gatte, Kinder, Alles, was ihr theuer ist, wird ihr entrissen. Welch ein Schicksal!“ So die guten Leute über ihr Unglück. Mad. T** erlebte aber noch ein anderes Unglück: jetzt war sie ledig und frei, doch der Brasilianer heirathete sie nicht; vielleicht kam ihm das Frevelwort, das ihm entfuhr, wieder in den Sinn, vielleicht war die Wittwe ohne Kinder jetzt noch weniger, als früher die Wittwe mit Kindern, nach seinem Sinn.

Schlimm, sehr schlimm, wenn der Mensch nichts vergessen kann; gefährlich, wenn der böse Mensch ein so zähes Gedächtniß hat! Vor Mad. T** mußte sich jeder in Acht nehmen, denn kein Wort ging für sie verloren. Sie hatte viele Anbeter und unter diesen einen Herrn R*, der reich und der verheirathet war. Gib dem Teufel nur ein Haar und er hat dich ganz und gar! Unglückseliger Weise machte der reiche Anbeter ihr einst das Kompliment: „Wenn ich Wittwer wäre, so heirathete ich Sie, Madame!“ — Wittwer, Wittwer! Wie oft vergißt sich der Mensch, wie leicht macht er einen solchen Scherz! Man sollte nie so scherzen. Durch Zufall wurde Madame T** mit Madame R* bekannt; Beide trafen sich bei einem Feste Morgens in Tivoli und von Stunde an schlossen sie Freundschaft, intime Freundschaft; es war ein ewiges Plaudern und Besuchen; an Aufmerksamkeiten und Geschenken fehlte es nicht; die eine Freundin suchte immer die andere zu überbieten. Mad. R* stand eines Morgens unwohl auf; Mad. T** kam und ließ es sich nicht nehmen, bei ihr zu bleiben. Bis der Arzt kam, nahm sie ein Glas Zuckerwasser und dann

ein Bonbon, dessen Trefflichkeit für den Magen die Freundin rühmte. Keine Viertelstunde und Mad. R* war todt! Der Arzt kam, der Ehemann stürzte herein — die Frau war und blieb todt. Wie die beiden Kinder, so hatte auch die Freundin der Mad. T** schwarze Flecke unter den Nägeln: eine Bemerkung, die ein gemeinsamer Freund beider Freundinnen, ein Spanier, machte, welcher späterhin dies Phänomen noch einmal zu beobachten Gelegenheit fand. Doch davon nachher! Während des täglichen Umgangs beider Frauen kamen mehrere Kostbarkeiten, darunter zwei Diamantringe, abhanden; nach dem Tode der Unglücklichen wurden zehntausend Franken Gold, die in der Ecke einer Schublade lagen, vermißt. Die Hausmagd ward fortgejagt; bewiesen werden konnte ihr nichts. Im ersten Schmerze über den jähen Verlust der geliebten Todten zog Herr R* mit seiner jüngeren Schwester auf einige Tage zu Mad. T**. Diese hegte, pflegte, tröstete den Gatten der verstorbenen Freundin mit einer Feinheit, Schonung, Liebe, die musterhaft waren. — „Wenn ich Wittwer wäre!" Er war jetzt Wittwer; doch der Wittwer dachte, träumte und sprach nur von seiner guten, unersetzlichen seligen Frau: ihr Tod schien seine Liebe neu belebt zu haben. Er war, er blieb Wittwer. — Mad. T** hatte Unglück mit ihren Bewerbern: wenn die Heirath gewiß und wahr zu seyn schien, ward nichts daraus. — Wir haben den ersten und zweiten Fall erzählt; aus zehn andern nur noch diesen! Einst machte einer von Madame's Freunden für einen Herrn, der ihr lange nachging, den Brautwerber. Die reizende Wittwe antwortete mit dem Vorwurf: nur eins nimmt mich Wunder: wer übernimmt für Andere Commissionen, wenn er für sich selbst sprechen sollte!" — „Wie, Madame, Sie scherzen nicht? Ich liebe Sie, doch ich wagte ein solches Glück nicht zu hoffen." — „Warum nicht?" — „Lassen Sie es mich verschweigen." Kurz die Sache war auf der Stelle richtig. Nach der Verlobung kamen allerlei Bedenken. Mad. T** hatte Gründe, die triftig genug waren, ihren Bräutigam dazu zu bestimmen, daß die Hochzeit in England gefeiert werde; sie hatte kurz vor der Abfahrt in Erwägung der Gefahren einer, wenn auch noch so kurzen Seereise zugleich Gründe zu einem Testamente, und dieses ward bei dem Notare in aller Form unterzeichnet; die künftigen Gatten vermachten gegenseitig dem überlebenden Theile ihr ganzes Vermögen; Friedrich hatte nichts dagegen; nach Aussage der Braut war Beider Vermögen ziemlich gleich; jeder besaß ungefähr dreimalhunderttausend Franken. Das doppelte Testament ward deponirt; das Brautpaar fuhr von Calais nach Dover, von dort nach London und hier wurden alle nöthigen Schritte zur Schließung des Ehebündnisses sofort gethan. Der Bräutigam fühlte sich in Folge der Seekrankheit und einer heftigen Erkältung bei einer stürmischen Ueberfahrt unwohl; seine Reisegefährtin pflegte ihn mit der Zärtlichkeit einer Verlobten. Unter Anderem brachte sie ihm ein Stück Zucker, welches mit einem Liqueur angefeuchtet war, dessen Trefflichkeit sie rühmte. Doch als der Patient den Zucker an die Lippen brachte, hatte derselbe einen so scharfen, widerlichen Geschmack, daß er ihn auf der Stelle ins Feuer warf. Mad. T** sah es und wurde heftig: „Wie," fragte sie, „Sie haben kein Vertrauen zu mir? Weshalb werfen sie das, was ich Ihnen gebe, ins Feuer? Was fällt Ihnen ein? Woran denken Sie?" — Der Patient antwortete, daß er durchaus nichts Arges dabei gedacht habe; das Stück Zucker habe einen so abscheulichen Geschmack gehabt und er habe es deshalb ohne Weiteres und gewissermaßen unwillkürlich ins Feuer geschleudert. Was er ihr aber verschwieg, war der Schluß, den er aus dem heftigen Auffahren, dem lauernden Blick und der Betroffenheit der Braut zog.

Am nächsten Morgen sollte die Trauung vollzogen werden; die Schlafzimmer des Brautpaars waren nur durch eine dünne Tapetenwand von einander getrennt. Dem Bräutigam mochte der Vorfall des Tages noch im Kopfe herum gehen, er konnte nicht einschlafen. Da hörte er die Braut plötzlich unruhig werden und mit dumpfer Stimme, jedoch verständlich genug, die Worte ausstoßen: „Du mich verrathen . . . anzeigen. . . Ich Dir etwas gethan? . . . nur Gutes! . . . Gnade, Gnade, ich bitte Dich! . . ." Ein böser Traum quälte sie wie Alpdrücken. Freilich träumt der Mensch oft seltsame Dinge, Thaten, an die er nie dachte, Verbrechen, vor denen er schaudert; aber dieser Ausruf nach einem solchen Vorfalle machte dem Bräutigam eine schlaflose Nacht, deren Endresultat der Vorsatz war, sein Heirathsvorhaben aufzuschieben und nachher aufzugeben. Am folgenden Morgen ging er in der Frühe aus, gab dann vor, er müsse dringender Geschäfte halber sogleich nach Paris zurück. Die Trauung hätte zwar schnell noch vor sich gehen können; aber der Bräutigam sagte: „Du hast schlecht geschlafen, Du riefest, seufztest, sprachest im Traume." — „Wirklich, und was sagte ich?" — „Ach, Thorheiten, Kindereien." Madame T** verstand ihn, und weder von ihrem Traume, noch von der Heirath war jemals wieder die Rede. Das Auffallendste an dieser merkwürdigen Heirathsgeschichte bleibt jedoch der Umstand, daß der Exbräutigam stets speziell mit ihr befreundet blieb und sogar nach Annullirung des Testaments ihre Einladungen zum Essen regelmäßig annahm. Beide wußten, was sie von einander zu halten hatten.

Madame T** lebte in Paris, ohne offenbare Verschwendung zur Schau zu tragen, auf einem solchen Fuße, daß sie jährlich sehr wohl zwanzig tausend Franks verausgaben mochte. Sie bewohnte in der Rue Caumartine ein allerliebstes und im feinsten, neuesten Geschmacke dekorirtes Logis. Alle Welt hielt sie für reich. Daß sie ihren Gatten, oder vielmehr ihre Kinder beerbt hatte, war bekannt; von Zeit zu Zeit machte sie Reisen in Erbschaftsangelegenheiten, wie sie sagte. Auf der Rückkehr von einer solchen Reise kam sie im Coupe der Diligence neben eine andere Reisende zu sitzen, welche an hundert Thaler baar Geld und ein Portefeuille von bedeutenden Wechseln auf mehrere Häuser bei sich hatte. So oft die Reisende aus dem Wagen stieg, band sie dem Konducteur ihren Geldsack auf die Seele, worauf dieser dann natürlich antwortete: „Madame, achten Sie selbst darauf; da er nicht deklarirt ist, so geht er mich nicht an." Bei der Ankunft zu Paris im Hofe der Messagerien Lafitte und Caillard sucht die Reisende ihren Geldsack . . . er ist fort, gestohlen! Allgemeiner Lärm! Sämmtliche Passagiere wurden visitirt, nur die große Dame im Coupe nicht. Es fiel Niemanden ein, sie einer solchen Untersuchung zu unterwerfen; da sie ohnehin unterwegs fortwährend gegen die Mitreisende die Gefälligkeit selber war, und jetzt sich derselben durchaus freundschaftlich annahm. Die beiden Frauen trennten sich endlich, doch nur mit Bedauern, und Madame T** bat beim Lebewohl um die Erlaubniß, sich alsbald persönlich nach ihrem Befinden und dem Ausgange des unangenehmen Vorfalls erkundigen zu dürfen. Schon am nächstfolgenden Tage erschien Madame T** bei der neuen Bekanntschaft. Der Mann der Frau war zu Hause, das Gespräch drehte sich um den Diebstahl und Herr L* sagte unter Anderem: „Das Geld ist das Geringste bei der unangenehmen Geschichte; hundert Thaler lassen sich verschmerzen. Am meisten genirt mich der Verlust der Wechsel, die dem Diebe nichts nützen, da ich schon bei den Banquiers die nöthigen Schritte gethan habe, mich aber in Verlegenheit setzen, weil ich lange warten muß, bis die Sache in Ordnung ist und ich das Geld heben kann." — Man kam auf andere Gegenstände zu sprechen; Mad. T** liebkoste dem hübschen Töchterchen des Hauses, das ihr auf den Schooß hüpfte. Beim Abschiede verspricht man einander öfter zu besuchen. Am folgenden Morgen läuft ein Brief durch die Post ein; der Portier händigte ihn der kleinen Tochter ein, welche ihn lachend zum Vater trägt, den Brief hin und her wendet, daran riecht und sagt: „Papa, weißt Du was? der Brief riecht gerade wie die freundliche Dame, die uns gestern besuchte!" Bei der eleganten Toilette der Mad. T** spielten die Parfums eine Hauptrolle; ja sie gehörte zu den Damen, die aus purer Sucht, sehr gut zu riechen, recht schlecht riechen. Zweimal

wöchentlich pflegte sie sich zur Erhaltung des schönen Teints in aromatischem Wasser zu baden, und nicht blos ihre batistenen Taschentücher und die seidenen Kleider dufteten von Moschus und Ambra, sondern sie lebte stets in einer so stark parfümirten Atmosphäre, daß dieselbe vielen Leuten beschwerlich wurde. Die naive Ansicht des Kindes frappirte den Vater; er öffnete den Brief . . . sämmtliche Papiere, welche der verloren gegangene Geldsack enthielt. Er eilte ins Zimmer seiner Frau und in dem Momente, wo er dieser den Vorfall und des Kindes Einfall erzählte, fiel ihm die gestrige Aeußerung wegen der Werthlosigkeit dieser Papiere für den Dritten ein. Ein auffallender Umstand! Herr L*, ein tüchtiger Geschäftsmann, glaubte die Polizei von dem Vorfalle in Kenntniß setzen zu müssen und dieser leuchtete es ein, daß hier ein Räthsel zu lösen sey. Der Beamte, welcher sich zu Mad. T** verfügte, war vorsichtig genug, sie nur über die näheren Umstände bei dem Verschwinden des Geldsacks zu befragen und wußte das Gespräch auf ihre Existenzmittel zu lenken, worauf sie sagte, daß sie von 25,000 Fr. Renten lebe, die sie von ihrem Manne geerbt habe; die Fonds seyen dort und dort angelegt. Dabei ließ es der Beamte für diesmal bewenden, bemerkte beim Fortgehen jedoch, er werde die Andeutungen, die sie ihm gegeben, weiter verfolgen und darnach seine Maßregeln zu nehmen. Mad. T** schien dies Alles ganz in der Ordnung zu finden; sie wußte, daß mindestens zweimal achtundvierzig Stunden dazu gebraucht werden würden, bis die Nachforschungen zu einem Resultate gedeihen könnten. Und diese vier Tage lebte sie vor wie nach; sie machte und erhielt Besuche, badete und parfümirte sich und ließ alle Mienen springen, eine Heirathsintrigue, die sie wieder im Gange hatte, zum erwünschten Ziele zu führen. Doch dieser feine Plan mißlang und sofort nahm sie ihre Maßregeln darnach. Als sie am dritten Abende ziemlich spät von einer Freundin, deren sie stets mehrere an der Hand hatte, allein aufbrach, ließ sie bei derselben Boa, Muff, gesticktes Sacktuch und goldene Kette, um, wie sie sagte, keinem Diebe Grund zum Stehlen zu geben. An demselben Abende schenkte sie ihrem Kammermädchen das seidene Kleid, welches sie anhatte, weil es ihr nicht mehr gefiele; sie schrieb noch eilf Briefe und gab Befehl, daß dieselben in aller Frühe besorgt würden, hauptsächlich den an ihren Freund Friedrich, ihren bekannten Reisegefährten nach England, denn es liege ihr viel daran, daß ihm der Brief noch vor dem Frühstück eingehändigt werde. Einem andern Briefe war eine kleine Schachtel mit zwei Diamantringen beigefügt, welche an Ines, Herrn R*'s jüngste Schwester, adressirt war. Auch der Spanier erhielt ein Billet und erschien; denn sämmtliche Briefe enthielten eine dringende Einladung auf den folgenden Morgen. Die Gäste erschienen pünktlich; sie trafen auf der Straße, im Salon der Mad. T** zusammen. Die Frau vom Hause war noch nicht auf, sie hatte noch nicht geschellt. Das Kammermädchen wollte sie wecken; die Thür war verschlossen. Sie pochte, sie rief . . . . keine Antwort! Die Gäste wurden immer unruhiger, ängstlicher. Endlich wurde der Polizeikommissär gerufen und die Thür gewaltsam geöffnet. Mad. T** lag ruhig im Bette und schien noch zu schlafen. Vor dem Bette stand ein Wasserglas und eine kleine Phiole, von welcher die Etiquette abgekratzt war. Mad. T** schlief wirklich, doch sie schlief den ewigen Schlaf. Im neunundzwanzigsten Jahre war das Maaß ihrer Thaten voll, die Rache nahte. Sie war ihr zuvorgekommen, hatte sich selbst verurtheilt und gerichtet. Die Anwesenden schauderten, als sie jetzt die Todte vor sich sahen und das Wort entziffert war, welches eine schauderhafte Lösung des Lebensräthsels dieses Weibes gab. In dumpfem Schweigen umstanden sie die Selbstmörderin. Endlich trat der Spanier ans Bett, ergriff die kalte Hand der Entseelten, gewahrte die dunklen Flecke an den Nägeln, welche ihm früher bereits einmal bei dem plötzlichen Ende der Madame R* aufgefallen waren, und wiederholte mehrere Male mit dumpfer Stimme: „Es lo mismo! Es lo mismo!“ Er hatte Recht, es war die nämliche Ursache, die das nämliche Resultat ergab.

Bald darnach brachte ein Apotheker der Polizei aus freiem Antriebe die Anzeige, daß er Madame T** mehrfach gewisse, hier nicht weiter namhaft zu machende Substanzen verkauft habe, die sie vorgeblich zu physikalischen Experimenten und zur Vertilgung von Ungeziefer auf ihren Besitzungen benutzen wollte. Aber Madame T** besaß, wie sich jetzt ergab, nichts, weder Güter, noch Häuser, noch Renten; Jahre lang borgte sie bei dem Einen und verborgte bei dem Andern, um bei dem Dritten noch mehr borgen zu können. Wie sie sonst noch zu Gelde kam, bleibt ein Geheimniß; gebraucht hatte sie als große Dame viel. Sie war Heuchlerin in Sitten, Heuchlerin in der Freundschaft und der Liebe und Heuchlerin in ihren Vermögensverhältnissen. Vor der Brinvilliers und ähnlichen Weibern hatte sie nur das voraus, daß sie Energie genug besaß, zu rechter Zeit sich selbst zu richten, und sich der verdienten Strafe zu entziehen. Aber ist es nicht entsetzlich, daß in unserem modernen Gesellschaftsleben, das so züchtig und fein aussieht und in dem es äußerlich so ruhig hergeht, solche Ungeheuer sich Jahre lang halten können, daß unsere arglosen Weiber und Töchter in den Salons mit Schlangen verkehren, welche gefährlicher und bestialischer sind, als die giftigsten Schlangen irgend seyn können! Wir würden zur Ehre der Menschheit ausrufen: „Ich glaube nicht, daß solch ein Weib es gibt!“ wenn wir uns hier nicht die strengste Wahrheit in ihrer Schauerlichkeit und ohne irgend einen hinzugedichteten Zug zur Pflicht gemacht hätten.

Gänzliche Umgestaltung des Ackerbaues.

Unter dieser sehr revolutionair klingenden Ueberschrift theilt die seit 1839 in Paris erscheinende Zeitschrift „la Phalange“ einen Bericht zweier angesehener Bürger in Brest, der Herren Ch. Paillard und Bernard, mit, welcher, wenn die darin angegebenen Thatsachen begründet seyn und durch anderweitige Versuche auch nur einigermaßen bestätigt werden sollten, allerdings eine völlige Umgestaltung des jetzigen Ackerbaues zur Folge haben würde; denn es handelt sich um nichts Geringeres als die Gewinnung einer reichen Erndte ohne Pflug, ohne Dünger, ohne Jätung und noch dazu auf schlechtem Boden, wobei doch der Halm eine nie gesehene Höhe und Stärke erreichen und die Aehre ihm entsprechend entwickelt seyn soll. Folgendes ist der wesentliche Inhalt jenes Aufsatzes:

Während der größte Theil unserer ackerbauenden Landsleute in dem Mangel an hinreichendem Dünger das wesentlichste Hinderniß der Verbesserung der Landwirthschaft erblickt und auf die Abhülfe dieses Uebelstandes ihr Hauptaugenmerk richtet, wurden wir durch die Grundsätze unsers Lehrers (Fourier), „daß die Thätigkeit der Natur auf die bekannten, vom Menschen angewandten Wege nicht beschränkt und, wo es Noth thue, ein von diesen Wegen unabhängiger, anderer einzuschlagen sey,“ bei unsern Untersuchungen nach einer neuen Richtung hingeleitet. Wir verfolgten die natürliche Fortpflanzung der Pflanzen und erkannten, daß sie, sich selbst überlassen, so thätig wie möglich seyen. Gerade die Landschaften, in welche die zerstörende Hand des Menschen noch nicht eingedrungen ist, strotzen von dem üppigsten Pflanzenwuchs; kaum aber hat sich der Mensch dort eingebürgert, so schlägt er nieder, brennt und plündert und durchwühlt den Boden, um so die Nahrungsstoffe der pflanzlichen Ueberreste für die Pflanzen seiner Wahl besser geeignet zu machen. Und wenn dann diese von ihm angebauten Pflanzen zur Reife gelangt sind, so rafft er sie hinweg und beginnt von Neuem seine Umwühlung, bis endlich der ergiebige Boden ganz erschöpft dahinsinkt und der Mensch nun weiter zieht, um seine Zerstörung über die ganze Erde zu verbreiten. Bisweilen zwar sammelt er die Trümmer seines Vandalismus und bringt sie, alles

durcheinandermengend, auf einen Haufen, um sie so dem Boden neu einzuverleiben, von welchem sie aus ihrer natürlichen Ordnung gar nicht hätten gerissen werden müssen. Aber auch dies Verfahren ist mangelhaft, weil die überreizte Fäulniß fast den gänzlichen Gehalt des in dem Dünger befindlichen Keimbeförderungsmittels zerstört, daher eine übergroße Masse Düngers nöthig ist und doch nur unverhältnißmäßig karge Erndte erlangt wird. Indem wir nun weiter beobachteten, daß jede Pflanze, nachdem sie ihre vollkommene Entwickelung erreicht und ihre Frucht zur Reife gebracht hat, die letztere zu Boden fallen läßt und sie dann bedeckt und beschirmt, sey es nun blos mit ihrem Laube, oder, wenn es eine Jährlingspflanze ist, mit ihrer ganzen Staude, um somit gleichsam das Pflanzenei zu bebrüten, so kamen wir zuletzt dahin, zum Leiter unserer Versuche die nachfolgenden Grundsätze aufzustellen: 1) Jede Pflanze bedarf eines eigenthümlichen Düngers und er ist kein anderer als der ihrer eigenen Ueberreste. 2) Das Erdreich im eigentlichen Sinne des Wortes oder die unfruchtbare Erde dient der Pflanze nur zum Stützpunkte; sie wächst und entwickelt sich also wie das Thier nur vermöge der Luft, des Wassers, des Lichts und der Wärme, aber dies in Verhältnissen, welche je nach der Natur ihrer Wesen und nach dem Orte, welchen sie auf dem Erdballe einzunehmen bestimmt sind, wechseln. — Da nun die Getreidearten von allen Pflanzen diejenigen sind, deren Anbau wenigstens für den Augenblick am wichtigsten ist, so haben wir auch mit diesen zuerst unsere Versuche angestellt. Wir unternahmen unsere Aussaat im Oktober des letztverflossenen Jahres. Auf einem Roggenfelde hatte man uns einen Flächenraum von ungefähr 100 Q.-Fuß überlassen, und so ungepflügt, so ungedüngt, wie es war, säeten wir, ungeachtet es, nach Art der Landwirthe zu reden, für einen Weizenboden viel zu schlecht seyn sollte, unsern Weizen, bedeckten ihn aber mit Stroh ungefähr ein Zoll hoch. Außerdem hatten wir in einem Garten, dessen Boden der allerschlechteste, und der seit vielen Jahren nicht gedüngt worden war, ein Viereck dermaßen festgestampft, daß er wie zu einer Dreschtenne ward. Auch hier säeten wir unsern Weizen und bedeckten ihn, wie oben erwähnt, mit Stroh. Und um endlich den schlagendsten Beweis zu geben, daß die Erde nur einzig der Stützpunkt der Pflanzen sey, legten wir 20 Körner auf eine Fensterscheibe und bedeckten sie wie vorhin mit Stroh. Es währte nicht lange, so zeigte sich auch die Keimung und zwar unter den günstigsten Merkmalen. Der Winter war für unsere Gegend sehr streng. Die entblößte Erde war gefroren und bildete eine Kruste von 6 Zoll Stärke, so daß viele Pflanzen ausgingen; unter unserm Strohe dagegen gefror der Boden nicht, sondern blieb locker. Auch hatte unsere Saat nicht gelitten. Im Frühlinge war eine anhaltende Dürre, aber während die ganze Umgegend verschmachtete, wuchsen unsere Halme immer rüstig vorwärts, was sie einzig und allein nur dem Schutze des Strohes zu verdanken hatten, das sie feucht erhielt. So haben wir denn eine der schönsten Erndten gehabt: einige Halme erreichten die Höhe von 6 Fuß und trugen Aehren von 50, 60, ja selbst 82 wohlgenährten Körnern. Sie erregten die Bewunderung vieler Neugierigen; was aber deren Erstaunen ganz besonders in Anspruch nahm, war das Getreide auf der Glastafel: ein Wunder dünkte es, so ohne das geringste Erdtheilchen und ohne irgend welche Begießung die Aehren doch eben so schön und eben so reichlich als die auf dem Acker gewachsenen ausgestattet zu sehen. Dies ist das Ergebniß unseres ersten, durchaus überführenden Versuches, bestätigt von Leuten, die ihn gesehen haben, und unter denen mehrere Mitglieder des Ackerbau-Vereines sind, die nun selber Versuche anstellen werden. Bemerkenswerth ist, daß unser Getreide nur kurze Wurzeln, ungefähr von der Gestalt eines Fußes hatte, was ganz mit der Bemerkung Raspails übereinstimmt, daß gerade die kräftigsten Pflanzen die am wenigsten zottigen Wurzeln haben, indem sie ihre Kraft nicht zersplittern, sondern ganz und gar auf den Körper der Pflanze werfen. Unter dem Stroh schien jeder Keim von Unkraut erstickt zu seyn. — Es geht aus dem Obigen hervor, daß nach unserm Verfahren alles Pflügen, Düngen, Eggen, Jäten, Mähen und Dreschen, kurz die ganze Menge der jetzigen mühseligen Arbeiten wegfällt und statt ihrer eine Folge von Verrichtungen eintritt, welche gleichsam spielend ausgeführt werden können. Aehren werden so hoch als möglich vermittelst eines Rebenmessers oder einer Scheere vom Halm abgeschnitten und in einer Schürze gesammelt, sodann mit Hülfe eines Werkzeuges entkörnt und zuletzt durchgesiebt, um die schönsten zur Aussaat abseit legen zu können. Die Stoppeln legt man zu Boden, ohne daß sie indeß von ihm getrennt werden, und das Aussäen besteht einfach darin, daß man die Körner auf das Stroh streut und durch leichte Schläge auf dasselbe, auf den Boden gleiten läßt, worauf man das Uebrige der Natur anheimstellt. Wird es nöthig seyn, auf die bedeutende Zeit-, Geld- und Kostenersparniß aufmerksam zu machen, welche dies neue Verfahren zur Folge haben wird? Aber hierauf beschränkt sich sein Einfluß nicht; vielmehr ist es wahrscheinlich, daß es auch die Witterungsverhältnisse günstig umgestalten wird. Denn so wie es keinem Zweifel mehr unterliegt, daß die Ausrottung der Wälder auf unsern Bergen eine Hauptursache aller jetzigen Witterungsverwirrungen, der Ueberschwemmungen u. s. w. ist, so dürfte auch die gegenwärtige Ackerbauweise nicht wenig hierzu beitragen. Von der Tag- und Nachtgleiche des Herbstes bis zu der des Frühlings liegt die Erdoberfläche durchaus nackt da; jede (?) Pflanzenspur, der kleinste Strohhalm, die allergeringste Spur von Stoppel, alles ist durch den Pflug und die Hand des Menschen vergraben und hinweggerafft worden. So ihres Gewandes entblößt, kann sich die Erde nicht mehr vor den mächtigen Einflüssen der Luft schützen, die in ihrer unaufhörlichen Thätigkeit ihr alle Wärme und Feuchtigkeit raubt. Die so erfüllte Luft wirkt nun ihrerseits wieder zurück auf den Dunstkreis und daher die Unordnung in der Witterung, die gerade während dieses Zeitraums am häufigsten stattfindet und mehr, als man wähnt, auf unsern Gesundheitszustand von Einfluß ist.

Miszellen.

Auf einem der reizendsten Landsitze bei Paris spielte man eines Tages ein Pfänderspiel, „Körbchen" genannt. Die Gesellschaft bildet dabei einen Kreis, ein Herr oder eine Dame empfängt ein Körbchen und tritt zu jedem einzelnen Gliede der Kette mit der Frage: „Was legen Sie in mein Körbchen?" Ein einziges Wort, das sich auf on endigt, muß erwidert oder ein Pfand erlegt werden. Einem jungen schönen Fräulein war jetzt das Körbchen zugefallen. Schon hatte sie die Runde gemacht und die barockste Sammlung von Gegenständen aus dem Reiche der Natur und Kunst in das Körbchen eingesammelt, als die Reihe an das letzte Glied des Kreises, einen jungen unverheiratheten Herrn kam. Dieser stockte und stammelte so lange, daß man das verhängnißvolle Urtheil: ein Pfand, eben ausrufen wollte, als er in der Verwirrung mit lauter Stimme: Eine Million! ausrief. Sonderbarer Weise ist dieses Geschenk im Körbchen des schönen Fräuleins geblieben, denn zwei Monate später meldeten Karten und öffentliche Anzeigen ihre Verlobung mit demselben jungen Herrn, der, in des Worts verwegenster Bedeutung, Besitzer einer Million ist.

Der spanische Dichter Breton de los Herreros hatte unlängst einen Erfolg mit seinem neuen Drama „La Marcela," wie er wohl nur in Spanien vorkommen kann. Das Stück gefiel so sehr, daß das Publikum es auf der Stelle zum zweiten Male verlangte: es ward sofort von Anfang bis zum Ende wiederholt, und das Lustspiel ist volle fünf Akte lang.